

„Regionalisierung“ der Missionsaktivitäten als Versuch echter Integration

Seit im Jahre 1961 auf der 3. Vollversammlung in Neu-Delhi der Internationale Missionsrat mit dem Weltrat der Kirchen verschmolzen und die Abteilung für Weltmission und Evangelisation eingerichtet wurde, ist die Diskussion um eine sachgemäße „Integration von Kirche und Mission“ nicht zur Ruhe gekommen. Das Problem hat historische Aspekte, neben theologischen und organisatorischen.

I. Die historischen Wurzeln des Problems

Daß es in den letzten zwei Jahrhunderten zu eigenständigen Missionsorganisationen (Vereinen, Gesellschaften, Anstalten, Stiftungen oder wie sonst die bürgerliche Rechtsform zu umschreiben sein mag) kam, ist nur aus der kirchlichen Lage Europas um diese Zeit zu verstehen. Das koloniale Zeitalter hatte den Blick der Menschen über die eigenen Grenzen hinaus geweitet. Zugleich aber bot das landesherrliche Kirchenregiment (vielleicht abgesehen von vereinzelt weitsichtigen und zugleich gläubigen Herrschern) keine Möglichkeiten, kirchliche Aktivität außerhalb der eigenen Grenzen zu entfalten. Das Liedgut von der Mitte des 18. Jahrhunderts an zeigt, daß zwar in den Gemeinden das Bewußtsein und der Wille, das Evangelium nicht nur im eigenen Land zu verkündigen, wuchs, daß aber zugleich in der wenig mobilen Gesellschaft der damaligen Zeit nur einzelne den oft abenteuerlichen Weg in die Ferne gingen. Die Pionierzeiten, in denen der Weg nach Übersee von Gefahren umlauert war und als Sprung ins Ungewisse, ja feindliche Unbekannte, gewagt werden mußte, prägt noch heute in nicht unerheblichem Maße das Bild von „Mission“.

Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde es möglich, daß sich missionswillige Menschen in Gruppen sammelten, Vereine gründeten und Mission planten. In der wechselnden Geschichte solcher Vereine spiegelt sich neben dem prägenden Einfluß großer (man könnte sagen charismatischer) Persönlichkeiten auch der Zeitgeist und ein Ungenüge am kirchlichen Betrieb, der als zu introvertiert, nämlich auf die eigenen

nationalen Probleme gerichtet, empfunden wurde. Mission war in diesen Zeiten die zukunftssträchtige Aufgabe, die der Kirche die weltumspannende Fülle ihres Auftrages zurückgab.

Eigentlich wäre mit dem Ende des Staatskirchentums nach dem Ersten Weltkrieg wenigstens für Deutschland der formale Grund hingefallen, Missionsorganisationen als eigene Rechtspersönlichkeiten weiterzuführen. Schon damals hatten sich viele von ihnen als bestimmten Kirchen nahestehend verstanden und versuchten, kirchenleitende Persönlichkeiten in ihre Leitungsgremien zu berufen. Verschiedenes stand aber einem Prozeß der Integration noch im Wege – neben der Tatsache, daß Entscheidungen im kirchlichen Leben langsamer, behutsamer vollzogen werden als im staatlichen Bereich: Einmal hatten die Kirchen sich selbst zu konstituieren und ihre inländischen Verpflichtungen nach der Trennung vom Staat zu organisieren. Sodann verhinderte die politische Entwicklung eine Neuordnung. Kaum hatten die Kirchen sich als Landeskirchen organisiert und ihren „Apparat“ – einschließlich der nunmehr letztverantwortlichen Synoden – eingerichtet, als der Kirchenkampf ausbrach, der so schwerwiegende innere Probleme aufwarf, daß an die Bewältigung anderer komplizierter Aufgaben, wie der „Integration“ von Missionsorganisationen, überhaupt nicht gedacht werden konnte. Damit hängt auch zusammen, daß die theologische Lage im Protestantismus bei aller Bejahung des missionarischen Auftrages der Kirche in den bekennenden Kreisen so verwickelt war, daß man die Umorganisation vermied, die eine Schwächung von intakten kleinen Gruppen, wie es die Missionsvereine darstellten, bedeutet hätte. Gerade sie erwiesen sich als ein ruhender Pol im kirchlichen Kampf um die Aussonderung von neuen Häresien. Ähnlich wie heute im sozialistischen Lager war der Drang der Kirche in die Weite der Welt unter anderem Vorzeichen als einem politischen bzw. nationalen suspekt. Es ist erstaunlich, daß diese Missionsorganisationen den schweren Schlag, der sie im Zweiten Weltkrieg mit dem Aufhören sämtlicher in Deutschland beheimateter Missionsarbeit traf, überstanden und in den fünfziger Jahren wie der Phönix aus der Asche aufstiegen.

Auch ein weiterer Aspekt darf nicht übersehen werden. Fast alle Missionsorganisationen haben die Grenzen ihrer Landeskirchen, in denen sie ihre Zentralen hatten, überschritten. Es war (und ist!) nicht einzusehen, daß ausgerechnet landeskirchliche Grenzen, die heute theologisch und soziologisch kaum noch zu rechtfertigen sind, von den Missionsgesellschaften plötzlich als für sie verbindlich anerkannt werden

sollten. Wie aber konnte selbst nach 1961 (oder noch präziser: nach den theologisch grundlegenden Äußerungen der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands in Lübeck unter dem Thema „Die Sendung der Kirche in die Welt der Völker“ in 1959) das Programm der Integration verwirklicht werden, dem landeskirchliche Vertreter ebenso wie Missionsleute zustimmten, wenn sich an der rechtlichen Verfestigung des Landeskirchentums nicht nur nichts änderte, sondern sich dies als geradezu einzig stabiles Element im kirchlichen Leben erwies und alle Versuche, es zu überwinden, steckenblieben oder doch für die Allgemeinheit nur unmerklich vorankamen?

Das sind die historischen Gründe dafür, daß die mit großer Begeisterung konzipierte und mit viel Nachdruck geforderte „Integration“ nicht verwirklicht wurde. Mit der steigenden Beteiligung von Landeskirchen (ihren Synoden und ihren Kirchenleitungen) an der Missionsaktivität kam es nur zur Einrichtung von Verbindungsausschüssen, Arbeitsgemeinschaften und Koordinierungsgremien, die additiv bisherige Organisationen miteinander verbanden, aber keine neue Formen entwickelten. Für keinen war und ist dieser Zustand befriedigend und so scheint in einer neuen Welle theologischer Umbesinnung in den Landeskirchen mehr Resignation als Eifer bei der Lösung des Problems um sich zu greifen.

II. Theologische Aspekte

In dem Bericht der Sektion „Zeugnis“ auf der 3. Vollversammlung des Oekumenischen Rates der Kirchen wird 1961 von der Dringlichkeit der missionarischen Aufgabe der Kirche, die aus dem Evangelium selbst erwächst, gesprochen. Es wird festgestellt: „Missionarische Verkündigung ist in dieser und jeder Zeit notwendig, damit die blinden Augen dem Glanz des Lichtes geöffnet werden.“

Der dritte Unterabschnitt des Berichtes fordert die Kirchen in jedem Land zu wagemutigem Voranschreiten auf, nämlich zu neuen Formen der Beziehungen in der menschlichen Gesellschaft mit entsprechend neuen Wegen der Begegnung und des Verstehens ebenso wie zu neuer Entschlossenheit, den Menschen die Wahrheit des Evangeliums in ihren wirklichen Lebensverhältnissen zu sagen.

Es war für die Teilnehmer der Tagung in Neu-Delhi keine Frage, daß die Mission der organisierten Kirche nur in der Missio Dei zu begründen

ist. „Gott ist sein eigener Zeuge“, heißt es programmatisch im Bericht, und diese Aussage wird mit den Worten erläutert: „Gott war und ist am Werk, seine eigene Botschaft an die Menschen zu bekräftigen.“

Dabei wurde keinen Augenblick vergessen, daß die Adressaten der göttlichen Botschaft, also alle Menschen, das Ziel seiner Bemühungen sind. Sie müssen in ihrem Sosein ganz ernstgenommen werden. Es war auch fraglos, daß die Gemeinde das Medium ist, dessen sich Gott bei seinem Handeln bedient. Schließlich fällt auf, daß dem für Menschen des Jahres 1970 so bedeutenden Problem wie der Kommunikation breiter Raum in der Diskussion gewidmet wurde.

Sicherlich ist daher falsch, auch nur einen Augenblick einen Dualismus zwischen Mission und Kirche nach dem Verständnis von Neu-Delhi zu konstruieren. Weil Mission in Gottes Offenbarung begründet ist und zum Wesen der von ihm gewollten und zusammengerufenen Gemeinde gehört, kann Mission nicht mehr, abgesehen von der durch sie bewirkten Gemeindegründung, verstanden werden. Ebenso wenig darf Kirche ohne die ihrem Wesen eingestiftete Funktion der Mission, der Weitergabe der ihr zu treuen Händen gegebenen Botschaft gedacht werden.

Will man also das Landeskirchentum, in dem seit der Reformationszeit evangelische Kirche in Mitteleuropa Gestalt gewonnen hat, nicht einer (ich stehe nicht an, zu sagen: der wesentlichsten) Funktion des Kircheseins berauben, muß es missionarische Aktivitäten entfalten. Daß es sich schwer tut, solches zu bewerkstelligen, ist ein offenes Geheimnis. Nach Jahrhunderten der Entwöhnung kann man nicht erwarten, daß Erfolge über Nacht sichtbar werden.

Viel schwerwiegender noch ist die Tatsache, daß just in dem Augenblick, in dem sich erste Lösungsmöglichkeiten der komplexen organisatorischen Probleme abzeichnen, die Mission als Weitergabe der von Gott geoffenbarten Botschaft an solche, die sie bisher nicht gehört haben, in Frage gestellt wird. Das drückt sich zum Beispiel darin aus, daß man nur noch mit Mühe eine Ehrenrettung für den terminus „Mission“ zustandebringt. Die Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes hat im Jahre 1970 mit erheblicher Mehrheit den Begriff der Mission aus dem Namen einer ihrer drei Kommissionen gestrichen. „Mission“ gilt als Begriff, der mit Imperialismus, Kolonialismus und sozialer Rückständigkeit in Verbindung zu bringen sei. Man weist gerne auf die Nebeneffekte der Missionsbewegung hin, die es zweifellos gibt. Damit trifft man aber die Sache selbst. Denn wo die Botschaft auf Menschen

trifft, diese verändert und bewegt, geschieht das in einem geschichtlichen Rahmen und unter Umständen, in denen auch andere Faktoren als nur das Evangelium wirksam sind. Wo ließe sich je eine „reine“ Wirkung der Botschaft historisch konstatieren? Wie Christus selbst, geht das Evangelium in Menschen und Verhältnisse ein. Der Vorgang der Inkarnation ist eben das bis zum Jüngsten Tag unerklärliche Wunder.

Manchmal kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es beabsichtigt sei, weniger von der Tatsache dieses Wunders, das sich in der Mission vollzieht, zu reden, als Bußbekenntnisse zu fordern für menschliche Unzulänglichkeit, Fehler und Sünden bei ihrer konkreten Durchführung.

Kann es wunder nehmen, daß in solcher Lage Kreise, die sich der Mission Gottes verpflichtet wissen, ernsthaft fragen, ob die Zeichen der Zeit nicht eher auf Desintegration der kleinen Gruppen, die sich um das Evangelium sorgen, aus einer zu weltförmig gewordenen Kirche deuten, als auf Integration?

Wer die Kirche in der uns greifbaren Form der Landeskirche nur als pluriformen Verband verschiedenster Bemühungen um religiöse Werte, christliche Impulse und echt humanitäre Aktionen ansieht, darf nicht erstaunt sein, daß Menschen, denen die Weitergabe der Offenbarungswahrheit Gewissenssache ist, auswandern und neue, separate Gemeinschaftsformen suchen.

Wir halten aber daran fest, daß auch in der manifesten Form der Landeskirche die Kirche des dritten Artikels zu finden ist und daß deren vornehmste Aufgabe die Proklamation der in Christus leibhaft gewordenen Wahrheit bleibt.

III. Organisatorische Aspekte

Nach reformatorischer Anschauung sind organisatorische Fragen sekundär. Das bedeutet aber nicht, daß sie völlig irrelevant wären. Vielleicht hat der Protestantismus sich damit zu lange ein Alibi für seine Gestaltungsschwäche zu geben versucht, daß er auf die Zweitrangigkeit von Rechtsformen hinwies und eine Gleichgültigkeit gegenüber klaren Entscheidungen in Organisationsfragen zur Schau trug. Jede Neuordnung muß eine sachgemäße Zusammenordnung des engagierten einzelnen, der aktivierten Gemeinde und der durch ihr Wesen zur Mission verpflichteten Gesamtkirche im Rahmen der gesamten Christenheit im Auge haben.

a) Gott läßt seine Botschaft durch einzelne und an einzelne ausrichten. Weder als Empfänger noch als Boten sind die Individuen gleichgültig. Darum muß in der Neuordnung Raum für das Charisma einzelner sein, für den Ruf, der einzelne trifft und für die Sorge um das Seelenheil der einzelnen Menschen.

b) Gott beruft in die Gemeinde. Gewiß vereinzelt die Botschaft auch den Menschen, der von ihr getroffen ist. Keiner kann sich hinter Kollektiventscheidungen verschanzen. Aber das Schaffen neuer Gemeinschaft ist eine der großen Gaben des Heiligen Geistes. In Gruppen und durch diese soll ein viel umfassenderer Dienst geschehen, als er dem einzelnen möglich ist.

Darum muß es eine der bleibenden Aufgaben sein, missionarische und missionierende Gemeinden zu schaffen. Nur Utopisten könnten verkennen, was diesem Bemühen in der volksskirchlichen Situation in Deutschland entgegensteht. Trotzdem bleibt nichts übrig, als daran zu arbeiten, die vorfindlichen Gemeinden zu aktivieren, es sei denn, daß man sie als völlig unbrauchbar ansieht und einen absoluten Neuanfang kirchlicher Arbeit propagiert. Eine solche Haltung setzte auch eine Geringschätzung der Taufe voraus, die immer noch das Band derer ist, die in den volksskirchlichen Gemeinden zusammenleben.

c) Gesamtkirche ist mehr als nur ein Verband von Gemeinden oder Interessengruppen. Sie ist die Manifestation der Kirche, an die wir glauben. Sie wird nach Überzeugung des lutherischen Bekenntnisses durch Evangeliumsverkündigung und Sakramentsverwaltung zusammengehalten. Sie hat in dem Raum, in dem sie wirken kann, dafür zu sorgen, daß Organisationsformen gefunden werden, die dem unvollendeten Auftrag nicht im Wege stehen, sondern ihn – nach menschlichem Ermessen – fördern.

Daraus ergibt sich die Frage, ob nicht die gegenwärtigen Organisationsformen die missionarische Aktivität hindern. Sie ist in verschiedener Hinsicht zu bejahen:

1) Die Landeskirchen können an den fälligen Entscheidungen nicht in angemessener Weise teilnehmen. Sie delegieren ihre Teilnahme an der Missio Dei an andere Gremien, zumindest partiell (was noch schlimmer ist als eine klare Abgrenzung, weil undurchsichtig bleibt, wer Verantwortung trägt). Beispiele aus der leidigen Diskussion um die Höhe der landeskirchlichen Zuschüsse und der Eigenmittel der Gesellschaften beweisen diesen Tatbestand.

2) Da die Landeskirchen nicht ganz „offiziell“ und ganz selbstverständlich die ihnen abzufordernde Verantwortung wahrnehmen, können sie auch ihre Lokalgemeinden nicht zum intensiven Mittragen der Verantwortung veranlassen. In der Sicht der Gemeinden bleibt Mission Sache von Gesellschaften, Einzelgruppen aus „Profis“, oder Interessenverbänden, denen man mehr oder minder wohlwollend gegenüberstehen kann.

3) In den Gesellschaften züchtet dieser Zustand ein partikulares Denken, das den überseeischen Partnern nicht bekommt, da diese Verbindung mit der Kirche als ganzer wollen, nicht aber mit einem einzelnen Sektor, der lediglich um ihrer willen (nicht um des bleibenden Auftrags willen) Bestand hat.

Gelegentlich kommt in den Missionskreisen auch das Gefühl elitärer Überheblichkeit auf, das sich nur zu gern vom bitteren kirchlichen Alltag distanziiert.

4) Die Vereinsform, die im vergangenen Jahrhundert ihre Blüte erlebte, und die als Rechtsform auch heute noch unentbehrlich ist, weil sie am ehesten die demokratische Mitwirkung vieler einzelner ermöglicht, ist wenig angemessen für den Auftrag, der der gesamten Kirche gegeben ist. Sie bildet auch ein augenfälliges Hindernis für die intensivere Beteiligung der Gemeinden und besonders der jüngeren Generation. Wohl keiner der Missionsvereine hat seit dem Zweiten Weltkrieg eine nennenswerte Erhöhung seiner Mitgliederzahl zu verzeichnen, – im Gegenteil!

Daher kann die Frage für eine organisatorische Neuordnung nur lauten: Was muß geschehen, damit die Mission als selbstverständliche Lebensäußerung der Landeskirchen Ausdruck findet, ohne daß vorhandenes lebendiges Engagement in der Missio Dei beeinträchtigt wird, sondern sich im Gegenteil befruchtend im Integrationsprozeß auswirkt. Welche Schritte sind über die landeskirchlichen Strukturen hinaus zu tun, damit die volkskirchlichen Gemeinden verlebendigt werden?

IV. Die Durchführung

Es fehlt gewiß nicht an großzügigen Konzeptionen für mögliche Lösungen des brennenden Problems. In einem Sandkastenspiel haben die Mitarbeiter des DEMR kürzlich die verschiedensten Modelle entwickelt.

Es scheint sich ein weitgehender Konsensus darüber herausgeschält zu haben, daß eine Vereinfachung, effektive Koordination und Intensivierung vor allem auf der regionalen Ebene erfolgen müssen. Hier ist die Tätigkeit der Missionsgesellschaften auch am ehesten greifbar. In der Debatte werden die Bemühungen um diese Integration meist als „Regionalisierung“ bezeichnet.

a) Die 7–8 Regionen, die in Westdeutschland geschaffen werden sollten, hätten den Vorteil der idealen Größe und damit der Übersichtlichkeit. Kirchenkörper, die eine größere Mitgliederzahl als 4 Millionen haben, werden unübersichtlich und ihre Verwaltungen verlieren zu schnell den Kontakt mit den Ortsgemeinden, der Basis. Hingegen wären Einheiten, die für weniger als 1 Million Menschen verantwortlich werden müßten, zu klein, um alle Einrichtungen zu schaffen, die für eine großzügige und effektive Planung der Teilhabe an der ganzen Weltmission nötig wären. Weltmissionszentren in diesen Regionen müßten schon personell so ausgerüstet sein, daß alle Gemeinden des betreffenden Bereichs erreicht werden.

b) Die Missionsgesellschaften könnten in den betreffenden Bereichen ihre Aufgaben leichter integrieren als auf einer gesamtdeutschen Ebene. Es brauchte keine völlige Umstellung der mit ihnen verbundenen Kreise auf ein ganz neues, an die Tradition nicht mehr anknüpfendes Missionszentrum zu erfolgen. Viel eher würde die bisherige Arbeit in einen überschaubaren größeren Rahmen gestellt.

c) Die Missionsverpflichtung ist konkret. Sie bezieht sich auf die Verbindung mit bestimmten Menschen und abgegrenzten Aufgaben bzw. Gebieten. Ihr Segen erwächst aus der konstanten, beharrlichen Begleitung eines bestimmten Vorhabens, nicht aus einer oberflächlichen Beteiligung an immer neuen Projekten. Daher darf bei aller notwendigen Information über das Gesamte der Weltmission und einem stets neuen Durchdenken ihrer Probleme, die konkrete, permanente Verbindung mit Einzelaufgaben nicht vernachlässigt werden. Darum müssen die einzelnen Regionen „Paten“-Aufgaben und -gebiete übernehmen.

d) Bei der Durchführung der Regionalisierung im VELKD-Bereich ist die Lage der Leipziger Mission von besonderer Bedeutung. Die Leipziger Mission gehört oberflächlich gesehen zu den überregionalen Missionsgesellschaften. Ihre Besonderheit ist aber, daß sie sich von Anbeginn als Arm der einen Kirche lutherischen Bekenntnisses verstanden hat, die

vom Missouri bis zur Wolga reichte. Ihr dürfte es daher besonders schwerfallen, einer „Regionalisierung“ zuzustimmen, die im Geruch steht, die Provinzialisierung der Kirche zu fördern. Mit anderen überregionalen Missionsgesellschaften hat sie gemein, daß sie landeskirchliche Grenzen ignoriert. Das tut sie aber aus anderen Gründen als diese. Sie hat nie versucht (schon gar nicht in der BRD!), eine starke Mitgliederorganisation aufzubauen oder Freundeskreise zu werben, um ihre Ziele durchzusetzen bzw. die ihr als Verein zugewachsenen Aufgaben durchführen zu können. Es ging der Leipziger Mission erstaunlich wenig um ihren eigenen Bestand oder die Rechtsform, in der sie sich verwirklicht, wohl aber um die Einheit der Kirche aufgrund gemeinsamen Bekenntnisses. Es war daher in der Notsituation des Jahres 1951 folgerichtig, wenn sie durch die Kirchenleitung als „Werk der Vereinigten Kirche“ anerkannt wurde. So hat sie auch ihren Dienst in lutherischen Gemeinden von Unionskirchen verstanden und ihn auf Bitten dieser Gemeinden trotz nicht unerheblicher Schwierigkeiten, ja sogar unter finanziellen Opfern, aufrechterhalten. So wünscht sie auch nun, daß eine klare Gliederung der Missionsaktivitäten im lutherischen Bereich erfolgt, die sicherstellt, daß in neuer Form die weltmissionarische Verantwortung von der Kirche wahrgenommen wird. – Dem Westteil der Leipziger Mission kam es bei seiner aktiven Beteiligung an einer Neuordnung der Missionsaktivitäten zustatten, daß er in Landessuperintendent Johannes Schulze DD seit der aus politischen Gründen erzwungenen Trennung vom Leipziger Missionshaus einen Vorsitzenden hatte, der nicht nur Weitblick bewies, sondern dessen Stimme über den Bereich seiner eigenen Landeskirche hinaus Gewicht hatte. Er war in die verschiedensten Gremien, in ökumenische Diakonie, Entwicklungshilfe und Diasporafürsorge gewählt worden und hatte sich dadurch einen Überblick über nahezu alle nach außen gerichteten Aktivitäten der deutschen Landeskirchen erworben wie kaum ein anderer, der nicht zum Stab der entsprechenden Dienststellen gehörte. Darum ist er auch immer bereit gewesen, neue Wege zu gehen. In der Sache unbeugsam, hat er nie versucht (wie er das gerne nannte), „die Vereinsfahne hochzuhalten“. Seiner Offenheit für die Regionalisierung der Missionsaktivitäten als zeitgemäße Form der Integration von Kirche und Mission ist es zu verdanken, daß die Leipziger Mission eine Entwicklung, durch die sie selbst zergliedert wird, nicht blockierte, sondern mutig von sich aus förderte. Zu keiner Zeit hat er diese Bemühungen allerdings leichtfertig und allein unter dem Gesichtspunkt der größeren Effektivität voran-

getrieben. Landessuperintendent Schulze weiß um die Bedeutung der „freien Initiative“, die unter dem gelegentlich zu strikten Reglement landeskirchlicher Bürokratie sich nicht immer vorteilhaft entfalten kann. Als Mann der Kirche, der seine lutherische Konfession liebt, bildet er eine ideale Klammer zu jenen Kreisen, die als Verein einen eigenen Weg gehen wollen, aber dabei die Implikationen solcher Entscheidung nicht übersehen können. Seine Sympathie gilt beiden: der verfaßten Kirche und der freien Initiative, die er ineinander zu sehen nicht aufhört. Dies wiederum ist in allen Regionen die Grundvoraussetzung für ein Gelingen des Programms, ohne die von beiden Seiten lauernde Gefahren, nämlich die der Bürokratisierung der Mission und die der vorläufig endgültigen Auswanderung der Mission aus einer weltförmig zu werden drohenden Kirche, nicht abgewendet werden können.

Allen Christen ist befohlen, öffentlich ihren Glauben zu bekennen und auch andere zum Glauben zu bringen. Martin Luther